

Kontext

Der zweite Bund des Bieler Tagblatts



Titelgeschichte

Als hätten sich Don Quichotte und Michael Kohlhaas Briefe geschrieben

Vor Kurzem ist die Korrespondenz zwischen Philologe Jonas Fränkel und dem Publizisten C.A. Loosli im Druck erschienen. Der Briefwechsel ist ein erschütterndes «Zeugnis einer zunehmenden Zermürbung» – aber auch ein packendes Zeitdokument.

C.A. Loosli an seinem Schreibtisch um 1943. ZVG/CHRONOS-VERLAG

Charles Linsmayer

557 Seiten aus mehr als 3145 Dokumenten. Das sind die eindrucklichen Zahlen zum kürzlich in Druck erschienenen Auswahlband zum Briefwechsel, den der Berner Publizist, Gesellschaftskritiker, Schriftsteller und Mundartautor Carl Albert Loosli (1877-1959) und der ursprünglich aus Polen stammende Universitätsprofessor und Philologe Jonas Fränkel (1879-1965) zwischen 1905 und 1958 miteinander geführt haben. Fredi Lerch und Dominik Müller haben mit dem Band zwei der eigenwilligsten, streitbarsten, in ihren Bestrebungen überzeugendsten, in Sachen Wahrheit und Gerechtigkeit kompromisslosesten Repräsentanten der jüngeren Schweizer Kultur- und Sozialgeschichte in ein neues Licht gestellt.

Mutig und originell: C.A. Loosli

Unehelich geboren, war Loosli, der früh ein Auge verloren hatte, im Paris der Dreyfus-Affäre sozialisiert worden. Er sah sich von einem unbeugsamen Sinn für Gerechtigkeit getrieben, als er in

Bern als Zeitungskolumnist debütierte. In zwei Büchern machte er den Emmentaler Dialekt literaturfähig, setzte sich für Verdingkinder und Entrechtete ein. Später sollte er auch mutig wie wenig andere den Antisemitismus bekämpfen. Schliesslich nahm er sich vor, Gotthelf, dem er sich innerlich verwandt fühlte, in einer authentischen Ausgabe der akademischen Philologie zu entreissen. Weil die ihn nämlich, so Looslis Erkenntnis, als «Klassiker» unter einem wissenschaftlichen Bücherberg begraben wollte.

Kurz nachdem die akademischen Philologen Loosli mittels einer Intrige aus dem Herausbergremium hinausbugsiert hatten, veröffentlichte der geniale Satiriker 1913 unter dem Titel «Bitzius oder Geissbühler» einen Artikel, der behauptete, Gotthelf habe in seinen Romanen bloss die Erzählungen eines Bauernknechts literarisch umgesetzt. Eine These, auf welche die Gelehrten und Professoren reihenweise hereinflügelten und die ihn, nachdem er das Ganze als Scherz enttarnt hatte, lebenslang in akademischen Kreisen und weit darüber hinaus zu einem mit Misstrauen ver-

folgten Dissidenten wenn nicht gar zu einer Hassfigur machte.

Freunde, Verehrer und Bewunderer fand der scharfsinnige Publizist und mit einem unbestechlichen Kunstverstand ausgestattete populäre Historiker dagegen bei den Grossen seines Zeitalters: beim Dichter Carl Spitteler, bei Ferdinand Hodler, dessen Leben und Werk er als einer der ersten in einer monumentalen vierbändigen Biografie darstellte. Und nicht zuletzt eben bei Jonas Fränkel, dem brilliantesten und in Sachen Herausgeberschaft erfahrensten und akribischsten jener akademischen Professoren, die der «Philosoph von Bümpliz» sich mit seinem Gotthelf-Scherz zu Feinden gemacht hatte.

Genialer Philologe: Jonas Fränkel

Jonas Fränkel stammte aus Krakau und hatte 1902 für den Berner Benteli-Verlag einen Roman von Henryk Sienkiewicz aus dem Polnischen übersetzt. In der Folge kam er nach Bern, wo er als Germanist promovierte und mit dem Briefwechsel zwischen Goethe und Bettina von Arnim ein erstes editorisches Projekt in Angriff nahm. Beim Benteli-Verlag

lernte er Carl Albert Loosli kennen und unterhielt mit ihm bis kurz vor dessen Tod im Jahre 1959 einen Briefwechsel. Darin nahmen die publizistischen, editorischen, schriftstellerischen und vor allem auch konfliktbedingten Probleme der Korrespondenzpartner breiten Raum ein, während das Private und Familiäre so gut wie ausgespart blieben.

Abgesehen von seiner Tätigkeit als Dozent an der Universität Bern war Fränkel vor allem mit zwei Schweizer Autoren befasst. Erstens mit Gottfried Keller, von dem er von 1923 bis 1939, als ihm die Weiterführung von den Behörden verunmöglicht wurde, 17 von 22 Bänden der ersten textkritischen Gesamtausgabe herausgab, und zweitens mit Carl Spitteler. Dieser hatte seinen engen Mitarbeiter Fränkel schon zu Lebzeiten als Herausgeber seiner Werkausgabe autorisiert. Deren Realisierung wurde diesem aber nach einem langen Kampf mit den schweizerischen Behörden 1945 endgültig entzogen.

So komplex der ganze Fall Keller/Spitteler/Fränkel ist, so unbestreitbar scheint er mit zwei schwer zu analysierenden und schwierig auszuleuchten-

den Problembereichen zusammenhängen: mit dem helvetischen Antisemitismus sowie mit dem Claquewesen und Konkurrenzneid unter den schweizerischen Professoren.

Ein gnadenloser Kritiker

Dem Letzteren gab der scharfsinnige Philologe und Text-Exeget auch selbst immer wieder Nahrung. Zum Beispiel indem er die editorischen Bemühungen seiner Konkurrenten in gepfefferten Kritiken ebenso unwiderlegbar der Lächerlichkeit preisgab wie Loosli seinerzeit mit seinem Gotthelf-Scherz. Eine Schlüsselrolle spielte dabei Fränkels Rezension der Neufassung von Jakob Baechtolds Keller-Biografie und dessen Keller-Briefedition durch den Germanisten Emil Ermatinger in den «Götttingischen gelehrten Anzeigen» vom Dezember 1916: Fränkel wies da anhand von zahllosen, in ihrer Mehrheit geradezu lächerlichen Fehlern des Herausgebers und Biografen hieb- und stichfest nach, dass «die Neubearbeitung des Baechtoldschen Werkes» «in die Hände

Fortsetzung auf Seite 24

Auf neuer Route

Die Via Berna führt von den Jurahöhen übers Mittelland bis in die alpinen Gefilde. Wir haben den Initiator auf der ersten Etappe begleitet.

Seite 26

Auf Achse

Endlich hat auch der Van die Reise über den Atlantik geschafft. So können Sheila und Gary Dobler nun von Kanada aus zu ihrer Amerikareise aufbrechen.

Seite 27

Auf der Welle

Der Thuner Mühleplatz ist zu einem kleinen Mekka für Surferinnen und Surfer geworden: Denn hier ist die Monsterwelle – eine grosse Herausforderung.

Seite 28

Titelgeschichte

Fortsetzung von Seite 23

eines hierzu Nichtberufenen gelegt worden» sei.

Das hatte zum einen zur Folge, dass die Zürcher Regierung Jonas Fränkel – und nicht Emil Ermatinger! – zum Herausgeber der grossen wissenschaftlichen Gottfried-Keller-Gesamtausgabe berief. Zum andern bedeutete es aber das vorzeitige Ende von Fränkels akademischer Karriere. Wo immer er sich, mehrfach von Carl Spitteler empfohlen und unterstützt, um eine Professur bewarb, wurde er «seines polemischen Temperaments wegen» abgewiesen. Und das obwohl es damals kaum einen amtierenden Lehrstuhlinhaber gab, der ihm fachlich-wissenschaftlich das Wasser hätte reichen können. Aus diesem Grund kam er zeitlebens nicht über die Stellung eines Privatdozenten beziehungsweise ausserordentlichen Professors hinaus, während Ermatinger von 1920 bis 1943 ordentlicher (und einflussreicher!) Professor für Germanistik an der Universität Zürich war.

Opfer des latenten Antisemitismus

Der Faktor Antisemitismus wurde schon 1913 spürbar, als Fränkel, der erst 1919 als Schweizer eingebürgert werden sollte, sich erstmals mit einem Schweizer Autor befasste und den Plan einer Spitteler-Biografie bekannt gab. Damals verbreitete der «Semi-Kürschner», das berüchtigte antisemitische Literaturlexikon, einen Satz aus Dominik Müllers Basler Zeitschrift «Der Samstag», wo es am 6. April 1912 geheissen hatte: «Fränkel als solcher ist Wurst, aber ein Jude uns unsere grossen Dichter vermitteln! Merci vielmals!» So deutlich wurden die ehrbaren Professoren, Schriftstellervereinsfunktionäre, Juristen, Politiker und Beamte, die Fränkel in den 20er- und 30er-Jahren aufs Abstellgleis zu schieben suchten, natürlich nicht, weder im Falle Spittelers noch in demjenigen Gottfried Kellers.

Wortwörtlich wurde Fränkel kaum je als Jude beschimpft. Es gab Vorfälle wie jenen, dass der Zürcher Regierungsrat Hafner 1941 seinem mutigen Buch «Gottfried Kellers politische Sendung» «hebräische Bosheit» unterstellte. Oder dass der von Fränkel mehrfach als unprofessioneller Herausgeber entlarvte Zürcher Professor Max Nussberger im Zürcher «Volksrecht» vom Mai 1942 ungestraft schreiben durfte, mit seiner Edition arbeite Fränkel «seit 20 Jahren daran, die Werke Kellers ins Hebräische zu übersetzen.»

Nein, der Antisemitismus trat nur selten in Worten offen zutage. Aber er spielte, während man Fränkel immer wieder seine Schwerhörigkeit, sein «störiches Wesen», seine Akribie und langsame Arbeitsweise und vor allem seine polemische Begabung ankreidete, eine entscheidende Rolle, als man den jüdischen Herausgeber mit allen Mitteln von der Herausgabe der «nationalen» Keller- und Spitteler-Ausgaben wegzubringen versuchte. Dies nicht zuletzt, um den Büchern in Nazideutschland nicht ihrer Verkaufschance zu berauben.

Fortschreitende Zermürbung

C.A. Loosli beendet 1942 einen seiner Briefe mit dem Satz: «Bis dahin aber gedanke ich zu bleiben, Dein unverbesserlicher Narr, Don Quichotte und Freund», während Fränkel sich wenig später einmal mit Michael Kohlhaas vergleicht. Wobei die eher humorvolle Selbsteinschätzung des einen mit dem spanischen Abenteurer ebenso vielsagend ist wie die durchaus ernst gemeinte Selbsteinschätzung des andern mit Kleists vom Schicksal geprägtem Pferdehändler, dessen Wahlspruch lautete «Es soll Gerechtigkeit geschehen, und gehe auch die Welt daran zugrunde!»

Beide halten einander durch dick und dünn die Treue, hecken gemeinsam Strategien gegen alle möglichen Feindschaften aus, trösten sich in der Niederlage, ermuntern sich in ihrem Trotz und in ihrem Widerstandswillen. Wobei es die beiden Freunde aber nicht verhindern können, dass der Briefwechsel insgesamt und ins-



Jonas Fränkel um 1908. ZVG/CHRONOS-VERLAG

besondere, was Fränkel betrifft, als «Chronik einer fortschreitenden Zermürbung» (Domink Müller) erscheint.

«Sie beide tun einander gut», hatte schon Joseph Viktor Widmann prophezeit, und dass sie nicht aus Freundschaftsgründen alles gut fanden, was der andere tat, sondern auch vor kritischen Bemerkungen nicht zurückschreckten, spricht für die hohe moralische und ethische Qualität dieser brieflichen Auseinandersetzung. So nimmt der Autodidakt Loosli in Sachen Sprache und Erprobung schwieriger literarischer Genres die Ratschläge des ihm an Bildung überlegenen Professors immer sehr ernst, während der mit dem Literaturbetrieb und der Schweizer Politik sehr viel besser vertraute Loosli es schon früh wagt, Fränkels radikale Sturheit in Frage zu stellen und ihn zu mehr Beweglichkeit und Kompromissfreude den Behörden und der Öffentlichkeit gegenüber zu bewegen. So rät er ihm schon 1933, sich damit zufriedenzugeben, «recht zu bekommen», und nicht darauf zu beharren, «recht zu behalten.»

Kompetent ediertes Zeitdokument

Es kann nicht hoch genug eingeschätzt werden, dass Historiker Fredi Lerch nicht nur die nun abgedruckten, sondern sämtliche 3145 Briefe und Karten dieser Korrespondenz abgeschrieben und gespeichert hat. Vor allem Fränkels Handschrift ist enorm schwer lesbar. Und auch die Auswahl der beiden Herausgeber, die in einem komplizierten Verfahren entstanden ist, verdient Bewunderung. Auch wenn man einen Satz wie «In der Schweiz bin ich mundtot», den Loosli am 16. Juli 1928 formuliert hat und der in der Ausgabe gestrichen ist, gerne ebenfalls schwarz auf weiss gelesen hätte, vermisst man doch keinen wichtigen Aspekt dieser langjährigen Zwiesprache über Literatur, Literaturwissenschaft, Kulturgeschichte, Schweizer Politik und Mentalitätsgeschichte.

Jedenfalls ist in dieser Ausgabe in Rede und Widerrede der beiden Briefpartner auf für beide geltende Weise überzeugend gespiegelt, was Loosli am 6. April 1942, in dem Brief, in dem er sich als Don Quichotte bezeichnet, für sich selbst als eine erste Bilanz formulierte und was den Geist beschreibt, der diesen 557 Buchseiten innewohnt: «Gestern habe ich mein 65. Altersjahr vollendet, wobei es unvermeidlich war, auf den begangenen Lebensweg zurückzublicken: Gerade erbaulich war das Ergebnis nicht! Und doch: Trotz allem mir selbst und andern zugefügten Leid möchte ich nicht mit jenen tauschen, die erfolgreicher waren und sich beliebt zu machen verstanden, dabei aber preisgaben, was mir immerhin stets das Wertvollste war und ist, nämlich meine geistige Freiheit und meine Selbstheit.»

Info: Carl Albert Loosli, Jonas Fränkel: «...dass wir beide borstige Einsiedler sind, die zueinander passen». Aus dem Briefwechsel, 1905-1958. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Fredi Lerch und Dominik Müller. Unter Mitarbeit von Jael Bollag und Erwin Marti. Chronos-Verlag, Zürich 2022, 557 S. Fr. 58.-



Eine unverbrüchliche Freundschaft

Literat, Historiker und Journalist Fredi Lerch hat den Briefwechsel Fränkel-Loosli transkribiert und ihn zusammen mit dem Germanisten Dominik Müller herausgebracht. Im Interview erzählt er vom langen Prozess des Kürzens – und was ihn an der Freundschaft der beiden Männer so fasziniert hat.

Titelgeschichte



Jonas Fränkels Büro in Riedegg bei Thun
CHRONOS-VERLAG

«Manche sagen, dass die Edition sich zumindest passagenweise wie ein Briefroman mit Fussnoten liest.»

durch allerlei Machenschaften um seine Editionsprojekte in Sachen Keller und Spitteler gebrachten Jonas Fränkel. In wieweit könnte der nun publizierte Briefwechsel mit C.A. Loosli zu einer solchen Rehabilitation beitragen?

Das Buch kann dazu beitragen, dass eine breitere Öffentlichkeit Fränkel als einen bedeutenden schweizerischen Intellektuellen des 20. Jahrhunderts zur Kenntnis nimmt. Es gibt auch vertiefte Einblicke in die Überzeugungen und das hohe berufliche Ethos, die Fränkel leiteten. Zur Rehabilitation beitragen wird aber auch sein Nachlass, der 2020 – 65 Jahre nach seinem Tod – ins Schweizerische Literaturarchiv gekommen ist. Er dokumentiert, wie weit Fränkel im literarischen Leben nicht nur der Schweiz vernetzt war. So stand er unter anderem mit Walter Benjamin und Arthur Schnitzler im Austausch. Eine Sensation des Nachlasses bildet der darin enthaltene, umfangreiche «Kryptonachlass Spitteler» – Materialien, die Spitteler Fränkel zukommen liess, um dessen Arbeit an seiner Werkausgabe und seiner Biografie zu unterstützen.

Was könnte eure Edition auch für ein literatur- und kulturhistorisch wenig vorgebildetes Publikum zum Erlebnis machen?

Ein schönes Kompliment, das wir für unsere Arbeit erhalten haben, ist, dass die Edition sich zumindest passagenweise wie ein Briefroman mit Fussnoten lese. Es gibt ja von Peter Bichsel das Buch «Cherubim Hammer und Cherubim Hammer» – ein Roman mit Fussnoten. Der Unterschied zwischen Bichsels Buch und unserem ist, dass Bichsel mit fiktivem Sprachmaterial gearbeitet hat und wir mit zeitgeschichtlich-dokumentarischem. Was sie offenbar trotzdem ein Stück weit verbindet, ist die Art des Leseerlebnisses.

Inwiefern sind die oftmals niederschmetternden Erfahrungen der beiden Freunde für die Schweiz der Jahre zwischen dem Ersten Weltkrieg und den 1950er-Jahren charakteristisch?

Charakteristisch ist sicher, wie die beiden in den Themen, auf denen sie Experten waren, ausgegrenzt, so weit wie möglich zum Schweigen gebracht und mit Vorurteilen diskriminiert wurden. Fränkel wurde bekämpft, weil er sich – obschon seit 1919 eingebürgert – als ehemals jüdischer Ausländer herausnahm, sich an den Nationaldichtern Keller und Spitteler zu vergreifen. Und Loosli wurde bekämpft, weil er sich herausnahm, als ehemaliger Verdingbub und Anstaltszögling seine Kritik an dem, was heute als «Fürsorgerische Zwangsmassnahmen» bezeichnet wird, öffentlich vorzutragen.

Was ist für Sie das Faszinierendste an diesem Briefwechsel zwischen einem Autodidakten und einem Universitätsdozenten?

Faszinierend ist, dass für Fränkel Looslis Autodidaktentum keine Rolle spielt, wichtig ist ihm nur: Sind Looslis Argumente stark oder schwach? Und dass Loosli zwar Fränkels literarisch-philologische Kompetenz bewunderte, aber ansonsten auch bei Fränkel starke und schwache Argumente sah und sie diskutiert haben wollte. Das Faszinierendste aber: Dass die auch streitbare Beziehung der beiden zusammengewachsen ist zu einer unverbrüchlichen Freundschaft über mehr als 50 Jahre.

Interview: Charles Linsmayer

Fredi Lerch, wie sind Sie auf die Briefe gestossen?

Fredi Lerch: Zwischen 2006 und 2009 erhielt ich zusammen mit dem Loosli-Biografen Erwin Marti die Möglichkeit, eine siebenbändige Loosli-Werkausgabe zu erarbeiten. Fast bei jedem der Bände präsentierten wir schliesslich auch einige Dokumente aus dem Briefwechsel zwischen Loosli und Fränkel, weil es darin fast zu jedem kultur- und sozialpolitischen Thema jener Zeit Interessantes zu lesen gibt. Während dieser Arbeit wurde mir klar: Dieser Briefwechsel ist so bedeutend, dass ich mithelfen muss, ihn der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. So erstellte ich zwischen 2008 und 2011 eine Rohtranskription der 3145 Dokumente, Postkarten und Telegramme.

Was bedeutete es, sämtliche Briefe abzuschreiben?

Einerseits eine intellektuelle Erfahrung: Manchmal ist es wichtiger, das als nötig Erkannte zu tun als das, was einer Marktlücke entspricht. Andererseits war es eine grosse Arbeit: Aufgeteilt über vier Jahre investierte ich laut meiner Arbeitsaufwand-Liste etwa 2000 Stunden – also knapp ein Arbeitsjahr. Und daneben war ich als freier Journalist unterwegs.

Was für Schwierigkeiten waren zu überwinden, bis es zu einer Ausgabe kam?

Ich ging nach Abschluss der Transkriptionsphase davon aus, dass dieser Brief-

wechsel zu umfangreich war, um publiziert zu werden – immerhin würde er etwa sechs solche Bände umfassen, wie jetzt einer erschienen ist. Deshalb entschied ich mich, die elektronischen Rohdaten dem Schweizerischen Literaturarchiv in Bern zu übergeben mit der Bitte, Interessierte auf das Material hinzuweisen und es ihnen gratis zur Verfügung zu stellen, wenn sie damit arbeiten wollten. Die Daten haben dann das Interesse des Herausgebergremiums der Reihe «Schweizer Texte» im Chronos Verlag geweckt. Schliesslich ist Dominik Müller als Mitglied dieses Gremiums auf mich zugekommen mit dem Vorschlag, zusammen eine Teiledition des Briefwechsels als Buch zu machen. Anfang November 2019 haben wir mit der Arbeit begonnen.

Wie haben Dominik Müller und Sie die jetzt publizierte Auswahl aus dem Gesamtkonvolut herausgefiltert?

Das war ein langer Prozess. In mehreren Arbeitsgängen haben wir das Material gelesen und alles, was jeweils entbehrlich schien, gekürzt. Zum Glück waren wir uns sehr häufig einig. Aber es stellte sich schon immer wieder die Frage: Wollen wir eher eine «Mustermesse» veranstalten und möglichst schöne vollständige Briefe zeigen, dafür aber weitgehend auf den Zusammenhang verzichten – oder veranstalten wir ein «Gschnäpper», das im Ganzen die Geschichte, die sich im Briefwechsel spiegelt, möglichst gut abbilden soll, dafür aber mit sehr vielen Briefausschnitten arbeitet. Was jetzt vorliegt, ist unser Mittelweg.

Fredi Lerch
Herausgeber



«Loosli war ein politischer Realo. Fränkel war ein Fundi, der das als richtig Erkannte kompromisslos zu erkämpfen suchte.»

Gab es Prinzipien, nach denen Sie vorgegangen sind?

Inhaltlich stand im Zentrum, dass sich die kulturgeschichtlich wichtigen Auseinandersetzungen möglichst kontinuierlich spiegeln sollten: Fränkels Kämpfe um seine Edition von Gottfried Kellers Sämtlichen Werken und um den Nachlass von Carl Spitteler, dem er zwischen 1908 und 1924 als Freund, Berater, Sekretär und Lektor zur Seite gestanden hatte. Und auf Looslis Seite waren es die Kämpfe um sein Ferdinand Hodler-Archiv und jene vielen gegen die «Administrativjustiz» – also zum Beispiel gegen administrative Verdingungen, Versorgungen und Internierungen.

Gibt es Informationen, Entdeckungen im Falle C.A. Looslis, die erst durch diesen Briefwechsel an den Tag kommen?

Inhaltliches kaum. Nicht zu vergessen ist, dass Erwin Marti zwischen 1996 und 2018 eine akribische, vierbändige Loosli-Biografie mit weit über 2000 Seiten verfasst hat. Auch der Briefwechsel mit Fränkel diente ihm dabei als Quellenmaterial. Zu entdecken sind eher die Persönlichkeiten der beiden Männer. Einerseits die sie verbindende Menschenfreundlichkeit und Konfliktfähigkeit, andererseits auch das Trennende. Loosli war ein mit vielen Wassern gewaschener politischer Realo, Fränkel war ein Fundi, der das als richtig Erkannte auch gegen den eigenen Vorteil kompromisslos zu erkämpfen suchte.

Seit Jahren spricht man von einer notwendigen Rehabilitation des